

Staatsschauspiel Dresden

Dresdner Reden 2017

29. Januar 2017

Ilija Trojanow

**Nach der Flucht – Gedanken
über das restliche Leben**



Eine Veranstaltungsreihe des Staatsschauspiels Dresden und der Sächsischen Zeitung.



**SÄCHSISCHE
ZEITUNG**

Die Dresdner Reden 2017

Auch in diesem Jahr setzen wir die traditionsreiche Reihe der Dresdner Reden fort, die in Kooperation mit der Sächsischen Zeitung seit mehr als zwei Jahrzehnten am Staatsschauspiel stattfindet. Jedes Frühjahr laden wir Persönlichkeiten aus Kunst, Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft ein, auf der Bühne des Schauspielhauses eine Rede zur Zeit zu halten.

29. Januar 2017

Ilija Trojanow *Schriftsteller*

Nach der Flucht – Gedanken über das restliche Leben

5. Februar 2017

Lukas Bärfuss *Essayist und Dramatiker*

Am Ende der Sprache

12. Februar 2017

Eva Illouz *Soziologin*

**Sexual Freedom and Social Uncertainty –
Sexuelle Freiheit und die zunehmende Verunsicherung**

Eva Illouz' in englischer Sprache gehaltene Rede
wird simultan ins Deutsche übersetzt.

19. Februar 2017

Matthias Platzeck *Vorsitzender des Deutsch-Russischen Forums*

Brauchen Europa und Russland einander wirklich?

Ilija Trojanow

Der in Sofia geborene deutsche Schriftsteller („Der Weltensammler“ – Uraufführung am Staatsschauspiel Dresden) beschreibt aus einer Mischung aus autobiografischen Erfahrungen, Beobachtungen und philosophischen Reflexionen die facettenreichen Zumutungen und Chancen eines Neuanfangs und spricht darüber, wie die Flucht aus der Heimat das Leben für immer verändert. Flüchtlinge werden hierzulande meist als Objekt betrachtet. Doch wie erlebt die Geflüchtete oder der Geflüchtete selbst seine eigene Existenz? Und was kommt nach der Flucht? Sie wirkt fort, ein Leben lang. Unabhängig von individuellen Prägungen, unabhängig davon, ob man sich integriert, assimiliert oder außen vor bleibt.

Von den Verstörungen

Die Flucht rechtfertigt sich selbst, das Leben danach stellt immer wieder neue Fragen.

Nichts an der Flucht ist flüchtig. Sie stülpt sich über das Leben und gibt es nie wieder frei.

Stets wird der Geflüchtete vorgestellt als einer, der einst von woanders kam. Der spät in einer Winternacht in den Gasthof trat. Der nicht eingeladen war. Ein Mündel, dem ein Teller Suppe vorgesetzt wurde, weil es sich so ziemt. Egal, wie viele Jahre seit seiner Flucht vergangen sind, die Einheimischen kennzeichnen ihn als jemanden, der etwas Essentielles nicht mit ihnen teilt. Selbst die kürzeste Biografie hat Platz für seine Bindestrich-Identität. Ob es daran liegt, fragt er sich, dass er immer noch in seiner Muttersprache zählt?

Im Auffanglager erhalten achtzig Minderjährige in einem Raum Wort-samen. Ein „A“ wird ihnen hingeworfen. Seid dankbar, denn dies ist *der edelste, ursprünglichste aller laute, aus brust und kehle voll erschallend, den das kind zuerst und am leichtesten hervor bringen lernt.*

Einschulung. Er kann einige Wortbrocken, seine Mutter kann einige Wortbrocken. Gemeinsam stehen sie am ersten Schultag vor der Tür der Rektorin. Sie haben sich verspätet. *Klasse 1b*, sagt die Rektorin, *im zweiten Stock*. Sie deutet nach oben. Eine breite Treppe. Als sie in den Gang biegen, wird eine Tür zugeschlagen. Die Mutter klopft an die Tür. Herein! Ein Raum voller Kinder in seinem Alter. Er beginnt sich zu schämen. Die Rede seiner Mutter ein Radebrech. Er kann es nicht besser. *Nein, nein, nein*, wehrt die Lehrerin mit beiden Händen ab, *ich habe schon vier Türken in meiner Klasse*. Und scheucht Mutter und Sohn davon. Die Treppe hat beim Hinabsteigen mehr Stufen. Er weiß, was passieren wird. Sie werden wieder zur Rektorin gehen müssen. Er schämt sich noch mehr. Die Rektorin erhebt sich. Sie marschiert durch den Gang, die Treppe hinauf, den oberen Gang entlang, zur Klassenzimmertür. Sie reißt die Tür auf und spricht ein kurzes Wort. Er setzt sich in die letzte Reihe. Weil er wenig versteht, schaut er sich verstohlen um. Wer wohl die vier türkischen Kinder sind?

Als er ein Wort so ausspricht, dass es lustig klingt, ziehen die anderen Schüler Grimassen. Die Wörter sind in ihrem Mund Murmeln, denkt er. Nachträglich kommt es ihm vor, als habe er an diesem Tag beschlossen, die fremde Sprache so zu lernen, dass er sich nie wieder schämen muss. Er ahnt noch nicht, was seine Eltern von Anfang an wissen: Sprache ist Ermächtigung. Wer das Alphabet beherrscht, kann sich selbst verteidigen.

Stamm, der: eine Metapher, meist doppelt falsch. 1. Bäume bewegen sich nicht, ihre vegetative Migration heißt Pollenflug. Wer immerzu von Wurzeln spricht, identifiziert sich zu sehr mit Eichen und Eschen. Wenn ein Mensch andersstämmig ist, soll das bedeuten, dass nur seine Blätter ausdeutschen? 2. Der Stamm als Geschlecht. Eine Einheit größer als Familie, Sippe, Clan. Eine Vergangenheit, der er entronnen ist (und sei es als unschuldiges Kind). Ihm eingeritzt als Tätowierung, der er in neuer Sprache nachspürt.

Man hört ja gar nicht, dass Sie nicht von hier sind. Auch unschuldige Fragen können zersetzen. Sie haben ja gar keinen Akzent. Das klingt wie: Sie verheimlichen uns etwas, Sie machen uns etwas vor! Ein Afrikaner in Wien beherrschte die wichtigsten Sprachen der Zeit, das Wissen seiner aufklärerischen Epoche. Lehrte Fürstensöhne. Verkehrte in ein und derselben Freimaurerloge mit den namhaftesten Komponisten. Trug die vornehmste Kleidung. Heiratete eine Einheimische. Wurde nach seinem Tod gehäutet und ausstaffiert. Denn in ihm wogte und wallte nicht Wiener Blut im Drei-Viertel-Takt. Wer mein Blut hat, sagt der Volksmund, ist mein Erbe. Es ist nicht vorgesehen, dass die Fremden von uns nicht mehr zu unterscheiden sind. *Wie haben Sie denn so gut Deutsch gelernt?* Auf manche Fragen kann es keine Antwort geben.

Der Geflüchtete muss nicht über alle Maßen fremdeln, um seiner selbst verlustig zu gehen. Er muss sich nicht verlaufen, um sich zu verirren. Auch wenn es ihm gelingt, seinen Status legitimieren, sein Diplom anerkennen, seinen Führerschein umschreiben zu lassen, unausweichlich häutet er sich. Ob unterwegs mit einer Brieftasche voll neuer Ausweise (und einiger knuspriger Geldscheine) oder *sans papiers, die verlassene haut immer / die verwaiste haut danach & nicht zu übersetzen / die adoptierte tätowierung & / die sich auflösende grammatik der sinne*. Während er sich eingliedert, ergo

in Reih und Glied steht, bemüht, nicht aufzufallen, krampfhaft konzentriert, nicht aus der Reihe zu tanzen, sehnt er sich nach Ankunft, der Utopie aller Geflüchteten.

Über seinen Namen wird er auffällig. Weil andere ihn über seinen Namen zu begreifen meinen. In fernen Ländern schneidet manch ein Geflüchteter dem eigenen Namen einige Konsonanten ab. Ankommen setzt voraus, für die einfache Aussprache des eigenen Namens zu sorgen. Oder sich mit einer anderen Aussprache abzufinden. Sich daran zu gewöhnen. Um seinen Namen nicht gänzlich zu verlieren. Bis eines Tages die ursprüngliche Aussprache ungewohnt auf ihn wirkt. Fast falsch. Nicht jeder nimmt es ihm ab, wenn er behauptet: Die Aussprache ist mir egal. Manche sprechen den Namen richtig aus, aber es ist ein anderer Name. Selten wird er gefragt: Was bedeutet dein Name? Oder: Wieso wurdest du so genannt? Das würde ein Gespräch eröffnen. Stattdessen freundliches Schweigen nach dem ersten Willkommensgruß.

In einer Hauptstadt des Westens: Ein Mann mittleren Alters, der die besten Jahre seines Lebens in den Gefängnissen einer Diktatur verbrachte hatte, der nach seiner Freilassung aus der Haft über die Grenze geflohen war. Es gab keinerlei Zweifel an seinem Asylbegehren. In einem hochmodernen Großraumbüro eines weltweit agierenden Konzerns fragen ihn die höflichen, zuvorkommenden Kollegen eines Tages während der Kaffeepause nach seinen Erfahrungen in der Haft. Er schildert Folter, er schildert Hunger, er schildert Angst. *Ach so*, sagen sie, und fragen nie wieder nach.

Jeder Geflüchtete kommt auf seine Weise an. Manche am Morgen nach der Flucht, andere in jenem Augenblick, da ihnen die Einbürgerungsurkunde überreicht wird. Manche immer wieder, andere nie. Bei seiner Mutter geschieht es an jenem Tag, an dem sie wieder Gastgeberin sein darf. An dem Abend, am dem sie zum ersten Mal im Neuland jemanden empfangen und bewirten kann. Nicht einige andere Geflüchtete, die Geschichten tauschen wie Zigaretten, sondern Einheimische, die sie ohne Absicht und frei von Zweck kennengelernt hat. Sie hat sich überwinden müssen, sie einzuladen, sie kratzt das Geld zusammen für ein Mahl, das den bescheidensten eigenen Ansprüchen genügt. Sie stürzt sich in die Gelegenheit. Sie ist gänzlich anwesend. Sie vergisst für einige glückliche

Momente die grammatikalischen Fehler, die ihr beim mühsamen Scherzen unterlaufen. Strahlend tischt sie ihre Ankunft auf.

Die Frage: *Wo kommst du her?* wird erst dann unverdächtig sein, wenn ähnlich oft gefragt wird: *Wo gehst du hin?*

Ach, Sie sind Rumäne (Äthiopier, Perser, Albaner, Vietnameser, Ungar, Pakistaner, Malier, Afghane, Marokkaner). Da war ich mal. Im Urlaub. Das ist schon einige Jährchen her. Am Schwarzen Meer (am Roten Meer, in der Steinwüste). Schön ist es bei Ihnen, hat mir gut gefallen, richtig gut, die Trauben (Feigen, Tomaten, Orangen), lecker, was waren das für Trauben, gibt's bei uns nicht mehr, so saftig, und der Schnaps, ich sag Ihnen, so einen Schnaps habe ich nie wieder ... Es fühlt sich fast unanständig an, diese Menschen zu unterbrechen: Aus diesem Land bin ich geflohen.

Von woanders zu sein, sagt wenig aus, von hier zu sein genauso wenig.

Täglich kehrt der Geflüchtete ins Anderssein ein. In sein Alltagsasyl. Bis aus der Einkehr eine Heimkehr wird. Ins Sonderliche. Die Irrungen und Wirrungen eines Menschen, der sich aussondert, selbst wenn er von niemandem ausgeschlossen wird, weil er eine unbändige Sehnsucht empfindet, einer unter vielen zu sein. Nicht aufzufallen wie *ein wunder Daumen*. Nichts ist so schwer zu begreifen und so schwer zu erklären wie das Gefühl des Fremdseins.

Gelegentlich begegnet der Flüchtling Menschen, die Angst vor ihm haben. Er würde sie gern berühren, ihren Arm ergreifen oder seine Hand auf ihre Schulter legen, und ihnen zuflüstern: Aber ich bin doch derjenige, der Angst hat. Ich bin vor einer Angst geflohen, der man nicht entkommen kann. Ich bin derjenige, der alles verloren hat. Ich bin allem schutzlos ausgeliefert. Nicht einmal euer Vermögen ist so sehr gefährdet wie mein Leben.

Jede Flucht wird konspirativ geplant. Daheim den Vertrauten alles verschwiegen, unterwegs den zufälligen Gefährten alles anvertraut. Auf der Flucht Gruppen gebildet, Bündnisse geformt, Informationen und Grundnahrungsmittel getauscht. Von Schwalben begleitet. Später setzt die Einsamkeit ein. Auf der Flucht eine Gemeinschaft, nach der Flucht ein Individuum. Jeder auf andere Weise auf sich allein gestellt.

Irgendwann, wenn er sich hineingehört hat, wenn sich seine Zunge gedehnt und sein Geist gekrümmt hat, wenn er nicht mehr aus seiner eingefleischten Sprache in die Phantomsprache übersetzt, sondern den Kaffee bestellt, ohne nachzudenken, wie eine Tasse Kaffee korrekt bestellt wird, irgendwann, wenn er den Unterschied zwischen *heiß*, *heißen* und *Verheißung* verstanden hat, gilt der Geflüchtete als Sprachwechsler. Das gemahnt an Geldwechsler, unausgesprochen der Argwohn, dieser Mensch habe einen schlechten Kurs erwischt, den Reichtum seiner mütterlichen Sprachwährung eingetauscht gegen eine schwächer notierte Fremdwährung (oder umgekehrt), und zudem teuer Kommission bezahlt. Aber was hat er gewechselt? Die Schuhe, die Kleidung, die Adresse, die Haarfarbe, vielleicht sogar den Musikgeschmack? Nicht aber die Sprache. Man kann die Sprache nicht wechseln, man kann sie bestenfalls adoptieren.

Manchmal beschleicht ihn das Gefühl, seine Kindheit sei in der Muttersprache eingeschlossen und er müsse aus der Kindheit in eine Fremdsprache übersetzen. Ohne Wörterbuch. Er betrachtet sich selbst, auf einer Schaukel unter einer Glocke, es schneit und auf seinen Händen zerfallen die Flocken. In einer anderen Sprache nacherzählt, kommt es ihm vor, als sei sie nicht mehr seine Kindheit. Sondern ein Mummenschanz mit lauter stummen Ahnen.

An anderen Tagen fühlt es sich an, als bekämpften sich die Sprachen in seinem Kopf, weil sie nicht zugleich und gleichberechtigt nebeneinander spazieren können. Sie fahren die Ellbogen aus, drängeln sich vor, schwatzen ihm eine Redewendung auf wie mitleidige Marketender überlebensnotwendigen Proviant. Versuchen mit ihren massigen Körpern die andere Sprache in den Schatten zu stellen. Wenn er ihnen doch nur zusichern könnte, dass sie alle gleichzeitig aus ihm heraus sprechen dürfen. Doch das kann er nicht: Die Beherrschung einer Sprache bedeutet die Vernachlässigung einer anderen. Stets ist eine seiner Sprachen ein Schatten ihrer selbst.

An schwülen Tagen ist die Muttersprache eine Fischgräte und die Neusprache ein Stück Brot, an dem er kaut, beharrlich, ohne dass die Gräte sich löst. Bei Fön verliebt er sich in die fernen Worte.

In welcher Sprache träumst du?, wird er oft gefragt. Als sei dies des Pudels Kern. Er weiß es nicht. *In welcher Sprache alpträumst du?* Er kann es nicht

sagen. Nicht einmal, ob er in Farbe oder schwarzweiß träumt. Wenn er wüsste, in welcher Sprache er einen Orgasmus erlebt, könnte er solche Fragen souverän beantworten.

Wer eine Sprache mühsam erlernt hat, bis er nicht mehr in ihr fremdelt, fühlt sich für sie mitverantwortlich. Er pflegt eine fürsorgliche Beziehung zu ihr. Auch wenn sie ihm über den Zufall gelaufen ist, er hat sie sich zu eigen gemacht. Das lässt ihn nolens volens zu einem Stilisten werden. Beim Aufwachen staunt er über ihr Da-Sein. Bei Bedrängnis stärkt sie ihm mal die Zunge, mal flüchtet sie vor seinem Haspeln. In dieser Sprache, in diesem so soliden wie zerbrechlichen Wunderwerk, ist Sorgfalt eine Abkürzung für Sorgenfalten.

Der Geflüchtete steht gemeinhin zwischen Tür und Angel. Das ist unbedarft. Tatsächlich kann man ihm die Tür, vor der er kehrt, nicht vor der Nase zuschlagen. Die Fremde ist dem Fremden ein offenes Rätsel. So zugänglich wie unnahbar. Und er lernt: Haustürhaltung ist Türquälerei. Nun denn, das ist ein arg umzingelter Witz.

Briefe nach Hause sind Münchhausiaden. Ich schwöre, der Lüge zu dienen, mich einzig und allein der Notlüge zu bedienen, so wahr mir mein Stolz helfe. Mutter, im Neuland ist es wunderschön. Vater, im Neuland sind wir bestens versorgt. Mutter, könntest Du uns doch nur besuchen, um zu sehen, wie unser neues Heim eingerichtet ist, mit allem ausgestattet, was das Herz begehrt. Vater, was würde ich nicht dafür geben, Dich mit meinem brandneuen Passat durch die Berge zu fahren. Mutter, das einzige, was uns fehlt, Vater, das einzige, was uns fehlt zum Glück, ist Eure Gegenwart.

Auf die Vertreibung aus dem Paradies folgt die Flucht ins gelobte Land. Ein weltgeschichtliches Perpetuum mobile.

Von Anfang an entspricht das Neuland nicht den Erträumungen. Zelte Baracken Auffanglager. Wie bitte, im gelobten Land? Behördengänge Warteschleifen Leerläufe. Überall und mitten drin im gelobten Land. Warten Warten Warten. Auf einmal wieder das Bündel schnüren. Erneut in einer Warteschlange stehen, die zunehmend weiter in die Zukunft reicht, je länger der Geflüchtete in ihr verharren muss. Er lernt, ohne Geduld zu war-

ten. Der Glaube ans gelobte Land ist eine zerrissene Anzeige auf dem schwarzen Brett.

Wovon hast du geträumt, als du deine Heimat verließest? Auf Wasser zu gehen? Nein. Auf Luft zu gehen! Träume sind völlerisch. Sich einmal den Bauch vollzuschlagen mit allem, was es nicht gibt. Alle Schokoladen im Angebot zu probieren. Erwachsene müssen schwer an ihren mitgeschleppten Träumen tragen, auch wenn sie in Erfüllung gehen. Kinder sind unbelastet. Sie wissen nicht einmal von der geplanten Flucht (wir werden Urlaub machen, Urlaub am Meer, Urlaub im Ausland, wir werden durch einen Wald spazieren, wir werden durch einen Fluss waten). Irgendwann begreifen Kinder, dieser Urlaub ist ein Abenteuer. Aber niemals geht ihnen durch den Kopf: mit ungewissem Ausgang. Sie hegen weiterhin keine Erwartungen. Sie müssen sich nicht befreien von der Last ihrer Erträumungen. Unschuld bedeutet Mangel an verderblichen Sehnsüchten.

Wer an das gelobte Land glaubt, will darin aufgehen, ohne sichtbare Rückstände zu hinterlassen. In der Öffentlichkeit benutzt er seine Muttersprache wenn überhaupt nur zum Flüstern, zuckt zusammen, wenn ein anderer Fremder brüllt (bestimmt kein Geflüchteter, denkt er sich). Sein Schamgefühl bedeutet ihm, den gemeinsamen Raum nicht mit allgemein Unverständlichem zu besetzen. Er will nicht auffallen, koste es, was es wolle. Er will gesehen werden, aber nur als Glanzpunkt seiner eigenen Verwandlung. Wer hingegen vom Glauben abgefallen ist, der will ausfluchen, will sein schweres Los deftig verkünden, den Bahnhofsplatz okkupieren mit fremden Lauten. Der schert sich keinen Deut mehr um die Disziplin der anderen. Er steigert sich in die Rolle des Parias hinein, weil er sichtbar sein will, so andersartig wie er sich fühlt.

Schlimmer als schief angesehen zu werden: gar nicht gesehen zu werden. *Du musst verstehen, ich bin unsichtbar, weil die Menschen sich weigern, mich zu sehen.* Am Tag der Einreise setzt dichter Nebel ein. Die Einheimischen können ihn nur hören, und das gereicht dem Geflüchteten, dessen ist er sich in seiner Blindheit bewusst, nicht zum Vorteil. Wenn er an den Schalter tritt, verliert er das Gesicht. Im Alptraum verschwimmt sein Gesichtsausdruck zu einem Fingerabdruck.

Früher wurde das Befinden der Zurückgelassenen an der Handschrift

errätselt, heute wird die Stimme hinter den Worten abgehört. Früher musste das Telefongespräch angemeldet werden. Es kam nicht immer zustande. Und wenn, dann war die Stimme durch das Rauschen jeglicher Vertrautheit entrückt. Die Briefe, die sie erhielten, waren stets geöffnet worden, der Geheimdienst hatte sie schlampig wieder zugeklebt, mit gelbem Klebstoff, der grell den Kontrollakt verkündete. Briefe werden anders verfasst, wenn man weiß, dass sie von Unbekannten, von Arglistigen, von Heimtückischen gelesen werden. Die kleinen Geschenke zu besonderen Anlässen wurden im zuständigen Amt befangert, manchmal erreichten sie die Adressaten nicht. Oder sie kamen zerbrochen, zerrissen an. Einmal trug die Schokolade zur Weihnacht Bisspuren von einem zuckergieprigen Zöllner.

Die Flüchtlinge sitzen auf dem unteren Stockbett, die Fensterscheiben sind zugeklebt mit Werbungen für ein einheimisches Bier namens OPTIMIST, das kleine Gerät zwischen ihnen ist auf laut gestellt. Während sie reden, alle durcheinander, oder einzeln berichten, oder für einen Augenblick gemeinsam schweigen, vermengen sich grüne Farbtöne mit braunen. Die knisternden Stimmen der Zurückgelassenen vertiefen die eigene Angst. Sie bleiben auf dem unteren Stockbett sitzen. Draußen werden die Tage abgespult wie der endlose Abspann eines Films, den sie nicht gesehen haben.

Einmal die Heimat verloren – für immer die Heimat verloren. Wenn dem nur so wäre. Die Heimat wird dem Geflüchteten nachgetragen wie ein abgenutztes Hemd, das er zurückgelassen hat in einer Jugendherberge, in einer Pension, in einem Hotel, in einem Spa, in einem Sanatorium (wer kann schon einschätzen, ob absichtlich, nach reiflicher Überlegung oder aus Schlamperei, dem geheimsten Instrument des Unbewussten.) *Sie haben etwas bei uns vergessen.* Der Schmerz, etwas nicht loswerden zu können. *Wir schicken es Ihnen gerne nach.* Die Sehnsucht nach endgültigem Verlust. Er möchte die aus der Mode geratene Heimat für immer einmotten, aber er weiß nicht wie.

Nur andere Menschen behaupten, das Land, aus dem er geflohen ist, sei seine Heimat. Der Geflüchtete versucht zu erklären: Er hat sich hier eingerichtet, aber das Land der Herkunft geht nicht unter. Es entfernt sich und fühlt sich zugleich nah an. Es bleibt gegenwärtig, in der Familie, in Gesprächen, in denen es mal verklärt, mal verteufelt wird. Seine wider-

sprüchliche Sehnsucht dreht sich im Kreis, seine Zukunft verfügt über Augen im Hinterkopf. Es ist ein Leben auf mehreren Bühnen, die sich mal bedingen, mal unabhängig von einander dahinschweben. Zwei Sätze weiter erkundigt sich jemand nach seiner wahren Heimat. Der Geflüchtete ist der subtilen Erklärungen müde.

Vor der Flucht wusste er, wieso er unglücklich war.

Es gibt keine Zeugen der eigenen Kindheit, der eigenen Jugend in seiner Umgebung. Niemand, der im Kindergarten die erste Rauferei miterlebte (*der andere ist mir in die Faust hineingelaufen*). Niemand, der auf dem Klassenausflug in die alte Hauptstadt mit dabei war (*meine Freundin hat sich im Zug in einen anderen verknallt*). Niemand aus der Clique im Gymnasium (keiner, der weiß, welche Zigaretten sie damals geraucht haben). Niemand aus dem Fußballverein (keiner, der weiß, dass er in einem Spiel zunächst den Führungstreffer und dann den Ausgleich erzielt hat). Wie in einem Gangsterfilm: alle Zeugen beseitigt. Außer einem. Der erzählt sich täglich eine verschwimmende Geschichte.

Geh zurück, wo du hergekommen bist! Würde der Geflüchtete diesen Satz ernst nehmen, müsste er in die Vergangenheit reisen. Das Land seiner Herkunft ist ihm inzwischen eine Terra incognita. Es wird bevölkert von Geistern, regiert von Gerüchten. Soll er es beschwören, soll er es vermaledeien? Der Geflüchtete ahnt, dass er sich auf dem Weg zum verlorenen Land hinter dem Horizont verlaufen könnte.

Die Sehnsucht nach dem Zurückgelassenen, dem Entglittenen, dem Verlorenen, das ahnt der Geflüchtete lange vor der Evidenz der Fakten, ist der Griff nach einer Fata Morgana. Heimkehr ist nur noch in eine selbstgeschaffene Heimat möglich. Das hindert ihn nicht daran, Atlantis mit Solaris zu verwechseln.

Ein halbes Leben lang hat er den Status *staatenlos* inne. Das ist keine Nebensächlichkeit. Keine Formalität. Keine bürokratische Petitesse. Bei jeder Einreise warnt er die Mitreisenden hinter ihm, sie mögen sich in eine andere Schlange einreihen. Bei jeder Passkontrolle erlebt er, wie sehr der Staat dem Staatenlosen misstraut. Er ist eine Provokation für die feinsäuberliche Ordnung des Staates. Eigentlich darf es ihn nicht geben.

Eines Tages wird der staatenlose Student am Brenner aus dem Nachtzug geworfen. Am Kragen gepackt, zur Tür geschubst, in der Polizeistation (einem Kabuff) verhört. Er habe kein Visum für Österreich. Er wusste nicht, dass er ein Visum für Österreich benötigte (eine Sonderregelung; andere westliche Länder lassen Staatenlose mit Flüchtlingspass einreisen, durchreisen, ausreisen). Das Visum gibt es nur in Mailand, auf dem Konsulat. Er hat kein Geld. Das interessiert die Grenzpolizei nicht. Es ist die Nacht von Freitag auf Samstag. Das sei nicht ihr Problem, erklärt die Grenzpolizei. Er will ihr Land nicht betreten, nur mit dem Zug durchreisen. Das überzeugt die Grenzpolizei nicht. Er versucht, heimlich auf den nächsten Zug aufzusteigen. Er wird erwischt von einem Schatten mit Hund. Beide bellen ihn an, im Kabuff wird die Grenzpolizei handgreiflich. Sie setzt ihn in den nächsten Zug Richtung Bozen. Sie hat Macht, er kein Geld. Er fährt schwarz, zurück zum Brenner. Er geht zum Lastwagenparkplatz. Er spricht einen der Fahrer an, erzählt ihm seine Geschichte. Wort um Wort wahr. Der Mann hört aufmerksam zu, dann lässt er ihn ohne Kommentar einsteigen. Keiner kontrolliert den LKW-Fahrer und seine Menschenfracht. Sie überqueren brummend die Grenze. Zuerst ist er erleichtert, später stolz. Er hat sich durch sein Tun zur Illegalität bekannt. In einem System der Unmenschlichkeit ist der Verstoß gegen die Gesetze eine humane Maxime.

Er wird sich stets an die beiden Gesichter erinnern. Ein Palästinenser, ein Algerier. Studenten der Wirtschaftswissenschaften. Wegweiser, Gepäcksmuggler (über die Grenze, im Kofferraum), Fluchthelfer. Sie tun es des Geldes wegen. Sie sind freundlich, aber unbeteiligt, wie Menschen, die es gewohnt sind, existentiellen Dramen routiniert beizuwohnen. Fluchthelfer und Flüchtende haben keine gemeinsame Sprache. Sie können sich trotzdem verständigen. Der Pfad zum Grenzfluss wird gestisch beschrieben. Er dankt es ihnen im Nachhinein. Was auch immer ihre Motive gewesen sein mögen. Er hätte ihnen auch mehr gezahlt, er hätte ihnen alles gegeben. Er fragt sich, wo sie mittlerweile sein mögen. Worauf sie sich wohl mit dem Leben geeinigt haben?

Der Geflüchtete hat wenig Erfahrung mit Beerdigungen. Als seine Großmutter starb, versperrte ihm der Eiserne Vorhang den Weg. Als seine Mutter starb, erlaubte ihm sein Aufenthaltstitel nicht, das Land zu verlassen. Als sein Großvater starb, konnte er nicht zurückkehren, weil er

zum Militärdienst eingezogen worden wäre. Ob sein Vater noch lebt, weiß er bis zum heutigen Tag nicht.

Jeder Geflüchtete trägt ein Verzeichnis seiner Dankschulden in sich. Dem Neuland gegenüber. Einzelnen gegenüber. Für das Glas Wasser, das ihm gereicht wurde. Für die Scheune, in der er übernachten durfte. Für die Begleitung auf Behördengänge. Oder die Unterstützung bei der Arbeitssuche. Oder die Vermittlung einer Ärztin. Für den einen Tag, der so gänzlich normal war, so frei von Aufregungen und Anspannungen, dass er diesen Tag wie reinste Labsal erlebte. Jene, die ihm öfter helfen, die ihm zur Seite stehen, so als ginge seine Mühsal sie beide etwas an, haben irgendwann einmal Schwierigkeiten, die Gesetze des eigenen Landes zu verstehen.

Als er eine Einheimische heiraten will, verlangt die Bürokratie neben anderen Belegen und Beweisen seiner Identität eine Geburtsurkunde, ausgestellt innerhalb der letzten sechs Monate. Er reist hierfür in die Stadt seiner Geburt. Im zuständigen Amt tippt eine Beamtin eifrig auf ihrer Tastatur herum, bis sie zu der Einsicht gelangt: *Sie stehen nicht im System.* Dem Standesamt versucht er zu erklären, dass es ihn dort, wo er herkommt, nicht mehr gibt. Die Beamtin hinter dem gerundeten Schreibtisch beäugt ihn misstrauisch, so als verdächtige sie ihn eines Betrugsversuchs.

Die Etablierten unter den Geflüchteten betrachten die Neuankömmlinge mit Reserviertheit. Gelegentlich sogar mit Abscheu. Sie haben vergessen, dass sie sich vor langen Jahren den Hintern auch mit einem einzigen Stück Klopapier abwischen mussten. *Mir hat niemand geholfen*, sagt der einstige Flüchtling. *Wieso sollen die es einfacher haben als wir?* Sein Gedächtnis belügt ihn (oder seine Bequemlichkeit drückt ihm eine Lüge aufs Gedächtnis). Auch ihm wurde geholfen, ein halbes Jahr Unterkunft und Essen, egal, ob es ihm schmeckte oder nicht. Er hat die Flucht überstanden, weil er von der Milch der Menschengüte kosten durfte, weil jemand entlang des Weges Mitgefühl mit ihm zeigte. Jemand wie jener ältere Herr, der die Flüchtlinge mitnahm, als sie den Daumen raushielten, irgendwo im tiefsten Süden des Landes. Es dämmerte, der Wagen summte, er bot ihnen Nüsse an, aus der Konsole zwischen den beiden vorderen Sitzen. Niemals wird er den Geschmack dieser salzigen Mandeln vergessen.

Der Geflüchtete ist sich bewusst, dass sein Leben ganz anders hätte verlaufen können. Neben ihm schwebt der Geist eines weniger glücklichen Ausgangs. Er gedenkt der Getöteten, der Zurückgebliebenen. Er weiß von Menschen, einen Schicksalsschlag von ihm entfernt, die in der Luft hängen, von sich selbst am meisten aufgegeben. Der Geflüchtete ist sich bewusst, dass sein Haus ganz anders aussehen könnte. Er macht eine Inventur seiner Segnungen.

Den Anderen nur als „Anderen“ wahrzunehmen, ist der Beginn von Gewalt.

Auf manch einer Scholle wird eine Karikatur des Flüchtlings als Vogel-scheuche aufgestellt. Die Sentimentalen unter den Einheimischen schwärmen vom Vogelzug am Himmel und ekeln sich vor dem Menschenzug auf Erden. *Wo man singt, da lass dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder.* Von wegen. Schmalziger Gesang, Schunkeln, Schlager statt Chaconne. Sentimentalität, so berichten Lagerinsassen aus dem Westen und dem Osten, nähre die Grausamkeit.

Der Vater verliert an Autorität. Das, was er seinen Kindern vermitteln könnte, ist nicht mehr wesentlich, er muss sich selbst zurechtfinden, sich durch die Dunkelheit tasten, er ist nicht mehr der uneingeschränkt Wissende, sondern der Verlorene, der sich schlechter orientiert als seine Kinder. Seine Tochter ist die Beste in ihrer Klasse. Die Tochter muss ihm das Lob ihres Lehrers übersetzen. Diese Entmachtung kann der Vater schwer hinnehmen, sie erniedrigt ihn. Umso heftiger und entschiedener und mit einer Verzweiflung, die sich hinter lauter Stimme verschanzt, postuliert er Gesetze aus der Wüste, deren Gültigkeit von den Wäldern und Wiesen der näheren Umgebung verächtlich gemacht werden.

Mit dem Namen, sind Sie überhaupt einer von uns? Der Geflüchtete empfindet Ablehnung als symbolische Form der Abschiebung. *Was will dieser Tschusch eigentlich?* Manche Sätze verletzen ihn nachhaltig. *Was haben Sie denn für eine Staatsbürgerschaft?* Er ist zu feinfühlig. *Wieso schreiben Sie nicht in Ihrer eigenen Sprache?* Reiß dich am Riemen! Sei nicht so ein Weichei. Wo gehobelt wird, fallen Späne! Idiomatisch ist er schon voll und ganz angepasst.

Der Raum, in dem sie einquartiert werden, ist unterteilt durch Steppdeckenwände. Intime Nischen, aber nur für das Auge. Sie werden feind-

selig empfangen, denn ihre Ankunft beengt die anderen Flüchtlinge. Eine der Familien kocht in dem Schlafräum auf einem kleinem Herd Suppen, Eintöpfe. Die Gerüche sorgen für intimen Hass. In einem Treppenhaus einer Großstadt, eine Epoche später, auf jeder Etage ein anderer Geruch. Er steigt die Stiege auf und ab, liest die Namensschilder der Bewohner. Ein jeder bemüht, sich seiner Herkunft olfaktorisch zu vergewissern. Welche Gerüche heißen einen willkommen? Welche stoßen einen ab? Könnte es sein, dass seine Nachbarn Fremdes im Fernurlaub besser riechen können?

Als die Großmutter auf Besuch kommt, dank eines Kurz-vor-dem-Tod-lassen-wir-Gnade-vor-Recht-ergehen-Diktums, steht sie mit Krampfadern über wollenen Socken in der Küche und rettet all das, was die Mutter vom Fleisch wegschneidet, vor dem Mülleimer. *Das Beste schmeißt ihr weg*, sagt sie mit leichtem Tadel in der Stimme. Sie kauft sich Rückenspeck und ergötzt sich an den fetten Streifen. *Ihr habt vergessen*, sagt sie ohne jeglichen Vorwurf, *zu Hause essen wir alles, bis auf das Quieken*.

An Festtagen verwandelt sich die Wohnung der Familie in ein Wachsfigurenkabinett des Brauchtums. Die Gardinen werden zugezogen, die Türen abgeschlossen. Alle verzierten Tongefäße werden aus dem hintersten Eck des Küchenschrankes herausgeholt. Die längste Fassung des festtäglichen Gebets wird aufgesagt. Die Gerichte werden dreimal abgezählt, um ja keinen Fehler zu begehen. Selbstgebackenes wird serviert mit eingelegten Erinnerungen. An Festtagen werden alle ungelösten Fragen erhitzt und ins kalte Wasser geworfen. Alle erfreuen sich an den bleiernen Formen.

Die Welt fällt auf den Kopf. Eine epochale Beule. Er packt einen Koffer voller Delikatessen. Am Flughafen blickt er sich um. Ob die anderen ahnen, dass er zum ersten Mal seit Jahrzehnten den Heimweg antritt? Beim Anflug weint er angesichts seiner Geburtsstadt. Bei der Einreisekontrolle straft er den Beamten mit einsilbigen Antworten. Die erdrückende Umarmung der Verwandten ist der erste Riss in seiner buntbestickten Nostalgie. Viele weitere folgen. Die Zurückgebliebenen glauben sich im Recht, weil sie das Land nicht verlassen haben. Wenn er einen Salat bestellt oder eine Adresse verlauten lässt, wird er sofort gefragt: *Du redest so merkwürdig! Wo kommst du denn her?* Er stellt Fragen, die jedes Kind beantworten könnte. Er hat den Wortschatz eines Teenagers. Er dekliniert:

achten, Achtung, Verachtung. Auf dem Rückflug freut er sich, bald wieder nach Hause zu kommen.

Es gibt Geflüchtete, die kennen kein Heimweh. *Unsere Heimat ist da, wo wir gern gesehen sind, wo wir Arbeit und Brot finden.* Das sind Pragmatiker, die ihr Leben auf das Wesentliche reduzieren. Es bleibt nur die Frage, ob sie deswegen willkommener sind? Ob sie deswegen leichter Arbeit und Brot finden? Alles Weitere sei dann ganz einfach, ein Rentenanspruch, eine Lebensversicherung, alles Weitere ergebe sich ganz von allein.

Heimat ist das, was in einem nicht sterben kann. Eine Illusion, die auch dann nicht verschwindet, wenn man nicht mehr an sie glaubt.

Von den Errettungen

Heimatlosigkeit muss nicht falsch sein.

Die Erzählung der Flucht wird meist aus dem Blickwinkel des Stillstands geschrieben. So wie die Sesshaften die Nomaden nie verstehen werden, können die vermeintlich Standfesten die Fliehenden nur missverstehen. Flucht kann allein aus der Bewegung heraus begriffen werden.

Der Anblick von Flüchtenden beunruhigt die Sesshaften. Menschen auf der Flucht schleppen ihr Eigentum in einem Koffer, einem Rucksack, einer Plastiktasche, auf Schubkarren. Ihr ganzes Hab und Gut, wie der sesshafte Volksmund zu sagen pflegt. Aber es ist nicht ihr *ganzes* Hab und Gut, sondern eine eigentümliche Farce, das Wertvolle zusammenschumpft zu einer Einheit, die man auf dem eigenen Rücken tragen kann. Alles, womit der Sesshafte sich umgibt, wofür er sich ein Leben lang abschuftet, ist dahin und für immer verloren. Das Bild eines Flüchtlingstrecks offenbart das Überflüssige am Überfluss.

Zwischen Herkunft und Ankunft erfolgt aus Sicht der Sesshaften eine bedrohliche Verrückung der Ordnungen, entsteht ein schwer überwindbarer Mangel. Ergo ist der Flüchtling ein Opfer, das unweigerlich Forderungen stellen, ein gefräßiges Kind, dessen Appetit wachsen wird. Wären die Flüchtlinge weniger Opfer, erschienen sie weniger bedrohlich.

Aber die Wahrheit des Tages ist nicht die Wahrheit der Nacht. Flucht kann ein Akt des Widerstands sein. Eine Selbstermächtigung. Ein Aufbruch. Der Flüchtling kann ein Handelnder sein, ein Aktivist, ein Rebell, jemand, der sein Leben und das Leben seiner Nächsten den Klauen des Schicksals entrissen hat. Die Einteilung in Unschuldige und Opfer verharmlost die Geschichte.

Wenn er mit einem Menschen spricht, der als junger Mensch ausbrechen musste, aus seiner Provinz, aus seiner Religion, aus seiner Familie, aus allem zugleich, begegnet er jemandem, der ihm die Flucht ein wenig neidet. Was für eine radikale Lösung, mit einem Schlag alles abgeworfen, alle Ketten abgelegt, *wir waren mit achtzehn blind und weltfremd*, die Reise

nach Rom (nach Paris, nach London) das aufregendste Abenteuer; der Umzug nach Berlin (nach Hamburg, nach München) die größte Revolte; das Ausleben der eigenen Sexualität eine vorübergehende Erlösung. *Du hingegen, mit deiner Souveränität, du bist überall zuhause.* Das ist eine uralte Projektion. Der Sesshafte neidet dem Nomaden die Freiheit, aber niemals würde er den Platz mit ihm tauschen.

Der Bürgermeister träumt von einer kosmopolitischen Weltstadt, einem New York der Hanse. Aber ohne Flüchtlinge. Er sehnt eine große Kirmes der Vielfalt herbei, aber ohne Menschen mit falschen Papieren. Eine Teezeremonie, kein Besäufnis. Regulierter Verkehr, keine Ekstase. Je länger das Streitgespräch andauert, desto entschiedener klammert sich der Bürgermeister an argumentatives Treibgut, wie ein moralisch Ertrinkender. Ein Sprichwort aus alten Zeiten sagt: Hüte dich vor jenen, die sich das Herz im Himmel wünschen und den Arsch auf dem Kanapee.

Die offene Stadt, die der Welt zusprechende Hafenstadt, ist das Ideal des Geflüchteten. Wo jeder anlanden kann, wo alles verladen wird. Weil keiner weiß, in welchem Ballen, welcher Kiste, welchem Container Wertvolles auf Entdeckung wartet. Wo zur Flut das Meereswasser ins Land dringt und zur Ebbe das Süßwasser ins Meer hinaus fließt.

Wer Bewegung zu teilen versucht, in reglose Bilder, in lebende Tableaus, in eine Abfolge von Wartesälen, der stellt die Bewegung an sich in Frage. Alle sitzen in einem Waggon. Die einen behaupten, der Zug rausche dahin, die anderen schwören, er sei abgestellt.

Ein gefälltter Baum wird zum Einbaum. Der Stamm ist tot. Wahrlich eine Entstammung. Einsteigen, das Wasser durchschneiden, andernorts uferwärts. Der Einbaum kann kentern, denkt sich der Geflüchtete, niemals aber Wurzeln schlagen. Was wäre, überlegt er bei ruhigem Rundschlag, wenn die Frage, wer er sei, von den Früchten abhinge? Was für eine Identität können geschlagene Stämme aufweisen? Der Einbaum bewegt sich fort, dank Wasser und Wille, immerzu fort.

Der Mensch in seinem Einbaum klammert sich an sein Paddel und verteidigt sein Recht, anlanden zu dürfen, ohne dazugehören zu müssen.

Er trägt den Einbaum durch die Wüste, das Gewicht der Welt auf seinen Schultern, aber er wirft ihn nicht ab, weil er weiß, irgendwo stößt er wieder auf Wasser. Er schläft in dem Einbaum wie in einem Zelt. Er sitzt in dem Einbaum und navigiert anhand des Südsters, unter dem Kiel Lavagestein, brüchige Brocken, fossile Flüsse.

Selten versuchen Geflüchtete durch eine Rückkehr in das Land ihrer Herkunft das Geschehene rückgängig zu machen. An Festtagen haben sie Jahrzehnte lang die Gläser zum Trinkspruch gehoben: Nächstes Jahr in Jerusalem! Als der Vorhang sich wider besseres Erwarten tatsächlich hebt und ein neues, ein längst ersehntes Jahr offenbart, bleiben sie sitzen. Schenken sich noch einen ein. Reiben sich die Illusionen aus den Augen. Prüfen wiederholt die Uhrzeit. Legen Geduld an den historischen Augenblick. Besuchen das Land ihrer Herkunft als Touristen, mit einem Rückflugticket in der Tasche.

Heimkehr ist der größtmögliche Kulturschock. Es wäre für alle Beteiligten besser, die Rückreise würde Fremdkehr genannt werden. Nicht, dass Vorurteile auf Preziosen oder Unkenntnis auf Verwesung trafen, nein, der Türrahmen, durch den der Geflüchtete eintritt, ist niedriger als erwartet, die Beule am Kopf das erste Souvenir der Fremdkehr. Alles vermeintlich Bekannte erweist sich als Trug. Dem Vertrauten kann er nicht trauen. Als wachte er neben einem Nächsten auf, der sich über einer langen Nacht hinweg so sehr verwandelt hat, dass er vor Entsetzen aufschreit.

In der doppelten Buchführung des Geflüchteten verwandelt sich Verlust durch Befreiung in Gewinn. So wie sich der Reisende nicht nur erleichtert, sondern auch bereichert, wenn er sein schweres Gepäck abwirft. Nicht allen gefällt die Unbeschwertheit. Manche betrauern ein Leben lang ihren Verlust.

Er bemüht sich, die Sprache zu verändern. Jene Begriffe nachzubessern, die schlecht sitzen, wenn sie ihm übergestülpt werden.

Seine persönliche Anpassung wandelt Hand in Hand mit der Anpassung der Neusprache. Dieser Sprache soll eines Tages anzumerken sein, formuliert er eingedenk all jener „Entwurzelten“, „Fremdstämmigen“, „Verlorenen“, die sich vor ihm in der vermeintlichen Ortlosigkeit ihrer

Existenz verirrt haben, dass solche wie wir hier angekommen sind. Die Sprache soll Spuren unserer Anwesenheit aufweisen.

Sein Schneider heißt Elias und stammt aus Alexandria. Jedes Mal, wenn er ihn aufsucht, um den Bund zu weiten, erzählt Elias ihm ein und dieselbe Geschichte. Ein feiner Herr auf Besuch in dieser Metropole habe einen Maßanzug bestellt, doch da der Lehrling die Angaben falsch abgeschrieben habe, sitze der Anzug bei der Anprobe nicht richtig, eigentlich ein Problem, das sich leicht korrigieren ließe, müsste der Herr nicht am selben Abend noch in die Oper gehen (sein anderer Anzug sei in der Reinigung). Das kriegen wir hin, habe der Schneider zuversichtlich erklärt und dem Kunden gezeigt, wie er den einen Arm leicht zu strecken und das eine Bein leicht einzuziehen habe, damit der Anzug halbwegs anständig passe. Vorgeführt, nachgemacht. In der Pause nach dem zweiten Akt im Foyer des Opernhauses schleppt sich der Herr an zwei vornehm gekleideten Gleichaltrigen vorbei. Ach, was ist dieser Mensch gestraft mit einem so schrecklichen Gebrechen, sagt der eine. Aber schau mal, erwidert der andere, was für einen famosen Schneider er hat.

Jetzt wollen wir doch mal Klartext reden! Seine einzige Heimat sind die Augen der Frau, die er liebt. Er ist daheim in der Umarmung von Familie und Freunden, er fühlt sich gelegentlich aufgehoben zwischen Buchdeckeln oder im Klang eines Saxophons, er fühlt sich getröstet von den aufsteigenden Dur-Terzen der *Kindertotenlieder*. Vielleicht dehnt sich sein Zuhause noch ein wenig aus, in die Gasse vor der Haustür, zum Alimentari nebenan, zum französischen Café an der Ecke, zum Tante-Emma-Laden gegenüber. Unter Umständen findet er vorübergehend Obdach beim Meditieren oder im Laufen. Oder in der Gesellschaft von Gleichgesinnten. Alles andere ist fruchtbare Befremdung.

Kann eine persönliche, intime Heimat überfremdet werden?

Die Gefahr ist nicht, dass wir überfremdet werden, sondern dass uns die Fremde ausgeht.

Der Versuch, eine allgemeingültige Heimat zu bestimmen, ist die Fortsetzung von Gewalt.

Wer nirgendwo dazugehört, kann überall heimisch werden.

Im Vertrauten herrscht Abstumpfung, in der Fremde werden die Sinne geschärft. Wer von Fremde umgeben ist, wacht über jede Begegnung, reißt die Augen weit auf, taumelt auf einem Drahtseil, schwingt auf einer Hängebrücke über den tiefsten Schlund seiner Wahrnehmung.

Entfremdung ist ein Daseinszustand, aber auch eine Technik, Distanz eine wohlbedachte Positionierung. Das Glück, sich häuten zu dürfen. Aufzuwachen und kein Tagesprogramm zu erhalten. Nicht zu wissen, wo man sich befindet. Hinauszugehen ohne Ziel und Karte. Jeden nach dem Weg zu fragen, bis in jede Himmelsrichtung gedeutet worden ist. Zufällige Passanten bitten, zu beschreiben, was sie sehen. Sich anfreunden mit der Vorstellung, alle Flüge und Züge und Busse fielen aus und man sei zum Verbleib an diesem unwirtlichen Ort gezwungen. Kinder bei einem Spiel zusehen, dessen Regeln mal nicht kennt. Entfremdung ist eine Übung in Demut, die das Selbstbewusstsein stärkt.

Entfremdung kann man trainieren, lernen. An einem kalten Tag zwingt er Studenten, auf eigenen Beinen die Großstadt zu durchstreifen. Ohne GPS, ohne Smartphone, ohne Kamera, ohne irgendein Sicherheitsseil. Manche von ihnen sind so verunsichert, sie leiden ob der Vertreibung aus ihrem gewohnten Koordinatensystem unter Schweißausbrüchen. Sie gewöhnen sich Schritt um Schritt an die vermeintliche Blindheit. Und entdecken eine neue Sicht. Bei Einbruch der Dunkelheit wollen sie auch die Nacht durchwandern.

Seine Mutter, sein Vater machen sich Sorgen über ihr fehlerhaftes Deutsch. Es mag hier und da grammatikalisch nicht korrekt sein, sagt er, aber alles, was ihr sagt, ist verständlich. Welcher von den Einheimischen, mit denen ihr regelmäßig verkehrt, beherrscht eine andere Sprache so gut wie ihr seine? Sollte man sich mit den Herausforderungen, die man anderen abverlangt, nicht erst einmal selber vertraut machen? Aber was ist mit unserem Akzent? fragt die Mutter, der Vater.

Der Akzent ist die Handschrift der Zunge. Stellt euch vor, wir redeten alle wie Nachrichtensprecher. Wie Überbringer schlechter Botschaften. Der Akzent sorgt für die Schönheitsmale auf der Sprachhaut.

GASTGEBER, ein Connaisseur

GAST, ein Asket

Ein berühmter Musiker spielt auf. Einzig der Gast zeigt keine Wertschätzung.

GASTGEBER: Hochverehrter Gast, hat Ihnen die Vorführung nicht gefallen?

GAST: Nicht besonders.

GASTGEBER: Können Sie es denn etwa besser?

GAST: Was ist schon dabei!

Der GASTGEBER reicht dem GAST das Instrument. Dieser schlägt eine Saite an, wiederholt, einen einzigen Ton.

GASTGEBER: Aber, mein Lieber, Sie können ja gar nicht spielen.

GAST: Von wegen. Der andere da, der ist noch auf der Suche nach dem richtigen Ton, ich habe ihn längst gefunden.

In der Nähe einer Großstadt mitten im Regenwald fließen der Rio Negro und der Rio Solimões zusammen. So behauptet die Landkarte. In Wirklichkeit weigern sich die Gewässer, miteinander zu verschmelzen. Zwei unterschiedliche Flüsse prallen aufeinander. Eine scharf gezogene Grenze trennt beide. Der pH-Wert des Rio Negro beträgt 4,5, jener des Rio Solimões 7,6; die Temperatur des Rio Negro misst 28 Grad Celsius, jene des Rio Solimões 22 Grad Celsius; der Rio Negro führt jede Menge Sand mit sich, der Rio Solimões jede Menge Schlamm und Lehm; der Rio Negro fließt mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 1,5 Stundenkilometer dahin, der Solimões ist mit 4 Stundenkilometer um ein Vielfaches schneller unterwegs. Es scheint, als könnte nichts die beiden vereinen; *und niemals soll'n die zwei sich finden*. Doch keine zwanzig Kilometer später ist jeglicher sichtbare Hinweis auf die einstmalige Eigenständigkeit getilgt. Die Gewässer sind eins geworden, ein neuer Fluss ist entstanden, mit eigenem pH-Wert, mit spezifischer Temperatur und Geschwindigkeit, der sowohl Schlamm als auch Sand mit sich führt. Von nun an heißt er Amazonas.

Die Quelle jedes großen Flusses ist ein Zusammenfluss.

Alter Grenzstein, altes Recht. Neuer Grenzstein, neues Recht. Ergo ist Ausgrenzung eine Entrechtung. Das gelebte Heimatgefühl hingegen, so komplex und vielfältig wie der einzelne Mensch, von bemerkenswerter Wandlungsfähigkeit, grenzt andere Menschen niemals aus.

Nationalisten missachten den intimen Kern von Heimat. Sie setzen der

persönlichen Weltbeziehung die Narrenkappe einer konstruierten Uniformierung auf. Sie suggerieren dem Einzelnen eine abstrakte Identität, die ihn zwar nicht durch den Alltag bringt, aber in den Krieg ziehen lässt. Die den Vorteil hat, leicht austauschbar zu sein. Vorvorgestern Preußen, vorgestern das Deutsche Reich, vorgestern die BRD/DDR, gestern Deutschland, heute Europa, morgen wieder Deutschland. Und danach?

Die Menschheit kann nur kosmopolitisch überleben. Je ausgelaugter der Planet wird, desto stärker werden die Kräfte der Abgrenzung und Ausgrenzung den exterminatorischen Kampf um die verbliebenen Ressourcen anheizen. Alle zentralen Probleme können nur weltgemeinschaftlich gelöst werden. Der Nationalist im 21. Jahrhundert ist ein Apokalyptiker.

Der Fundus an kulturellen Universalien wächst, ohne dass wir zwangsweise alle gleich werden. Die freie Weltkulturschaft funktioniert erheblich besser als die freie Weltwirtschaft. Protektionismus in der Kultur hat stets zu einer Zerstörung der Kultur geführt. Wer das Eigene in einer Nische zu konservieren versucht, verkleinert es, banalisiert es. Kulturkonservatismus ist weltfremd, begreift nicht die Dynamik von Verschmelzung und Vermischung, die seit je zu kultureller Neuerung geführt haben. Traditionen müssen frei gewählt oder neu erfunden werden können.

Ziel von Empathie ist nicht, den Anderen auf Teufel komm raus verstehen zu müssen. Dies bedeutete, ihm durch das Prisma der eigenen Wahrnehmung eine falsche Transparenz aufzudrücken, ihn auf eine Positionsangabe im eigenen Koordinationssystem zu reduzieren. Es beinhaltet aber sehr wohl, kulturelle Differenzen nicht zu verabsolutieren, sondern in ihnen ein wandelbares Potential zu erkennen.

Es lebe die kulturelle Bewegungsfreiheit.

Heimat existiert nur als Plural, wird sprachlich aber meist im Singular verwendet.

Erst wenn er sich von den Zuschreibungen der Herkunft und den Zumutungen der Ankunft losgelöst hat, ist der Geflüchtete wirklich frei.

Dresdner Reden 1992 – 2017

1992

Günter Gaus – Christoph Hein – Egon Bahr – Willy Brandt
Dieter Görne, Thomas Rosenlöcher, Uta Dittmann, Wolfgang Ullmann

1993

Hans-Dietrich Genscher – Friedrich Schorlemmer – Tschingis Aitmatow
– Regine Hildebrandt
Hildegard Hamm-Brücher, Heinz Czechowski, Heinz Eggert, Rainer Kirsch

1994

Heiner Geißler – Konrad Weiß – Wolfgang Thierse – Christa Wolf
P. Lothar Kuczera S.J., Benedikt Dyrlich, Hanna-Renate Laurien, Antje
Vollmer

1995

Horst-Eberhard Richter – Alfred Hrdlicka – Kurt Biedenkopf – Walter Jens
Hans-Joachim Maaz, Werner Stötzer, Ludwig Güttler, Günter Jäckel

1996

Hildegard Hamm-Brücher – Margarita Mathiopoulos – Dževad Karahasan
– Fritz Beer
Wolfgang Lüder, Bärbel Bohley, Hubert Kross jr., Dieter Schröder

1997

Günter de Bruyn – Libuše Moníková – Günter Grass
Thomas Rosenlöcher, Friedrich Christian Delius, Volker Braun

1998

Jens Reich – Fritz Stern – Adolf Muschg – György Konrád
Janusz Reiter, Kurt Biedenkopf, Sigrid Löffler, Karl Schlögel

1999

Jutta Limbach – Brigitte Sauzay – Andrei Pleșu – Rolf Schneider
Steffen Heitmann, Rudolf von Thadden, György Konrád, Hans-Otto
Bräutigam

2000

Peter Sloterdijk – Wolfgang Leonhard – Wolf Lepenies
Eberhard Sens, Johannes Grotzky, Friedrich Schorlemmer

2001

Adolf Dresen – Rita Süßmuth – Daniel Libeskind – Volker Braun
Sigrid Löffler, Wolfgang Thierse, Heinrich Wefing, Friedrich
Dieckmann

2002

Bassam Tibi – Alice Schwarzer – Daniela Dahn – Egon Bahr
Reiner Pommerin, Alexander U. Martens, Ingo Schulze,
Friedrich Schorlemmer

2003

Michael Naumann – Susan George – Wolfgang Ullmann
Moritz Rinke, Peter Weißenberg, Jens Reich

2004

Hans-Olaf Henkel – Joachim Gauck – Karl Schlögel
Martin Gillo, Frank Richter, Alexandra Gerlach

2005

Dieter Kronzucker – Klaus von Dohnanyi – Christian Meier –
Helmut Schmidt
Susanne Kronzucker, Aloys Winterling, Dieter Schütz

2006

Hans-Jochen Vogel – Heide Simonis – Margot Käßmann –
Joschka Fischer
Christoph Meyer, Dieter Schütz, Reinhard Höppner,
Mario Frank

2007

Gesine Schwan – Valentin Falin – Gerhard Schröder –
Oskar Negt
Katrin Saft, Egon Bahr, Martin Roth, Friedrich Schorlemmer

2008

Elke Heidenreich – Lothar de Maizière – Peter Stein – Julia Franck
Karin Großmann, Hans-Joachim Meyer, Peter Iden, Eva-Maria Stange

2009

Fritz Pleitgen – Jörn Rösen – Jan Philipp Reemtsma –
Meinhard von Gerkan
Wolfgang Donsbach, Jürgen Straub, Harald Welzer, Wolfgang Hänsch

2010

Kathrin Schmidt – Dieter Wedel – Peter Kulka – Bernhard Müller
Jörg Magenau, John von Düffel, Dieter Bartetzko, Eva-Maria Stange

2011

Charlotte Knobloch – Rüdiger Safranski – Jonathan Meese –
Dietrich H. Hoppenstedt

2012

Frank Richter – Gerhart Rudolf Baum – Andres Veiel – Ingo Schulze –
Ines Geipel

2013

Stephen Greenblatt – Markus Beckedahl – Jürgen Rüttgers – Nike Wagner

2014

Prof. Dr. Heribert Prantl – Roger Willemsen – Jürgen Trittin –
Sibylle Lewitscharoff

2015

Heinz Bude – Carla Del Ponte – Jakob Augstein – Andreas Steinhöfel –
Michael Krüger

2016

Naika Foroutan – Peter Richter – Giovanni di Lorenzo – Joachim Klement

2017

Ilija Trojanow – Lukas Bärfuss – Eva Illouz – Matthias Platzeck

Spielzeit 2016/2017

Herausgeber: Staatsschauspiel Dresden

Intendant: Jürgen Reitzler

Grafische Gestaltung: Andrea Dextor

Textnachweise

Alle Rechte liegen bei den Rednern

1.2017